

Swati Avasthi • Kein Zurück mehr



Foto: © Ann Marsden



DIE AUTORIN

Swati Avasthi unterrichtet kreatives Schreiben an der Universität von Minnesota und hat nach einigen Kurzgeschichten mit »Kein Zurück mehr« ihren ersten Roman veröffentlicht.

Die Autorin arbeitete in einer Rechtsberatung für Opfer häuslicher Gewalt

und sprach mit zahlreichen Frauen, die ein Kontaktverbot beantragten. Swati Avasthi lebt mit ihrem Mann und zwei gemeinsamen Kindern in Minneapolis.

Swati Avasthi

Kein Zurück mehr

Aus dem Amerikanischen
von Mareike Weber



cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Juni 2012

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

Copyright © 2010 by Swati Avasthi

Published by Arrangement with Swati Avasthi.

Deutschsprachige Ausgabe © 2012 cbt Verlag,

München, in der Verlagsgruppe

Random House GmbH

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten.

Erstmals erschienen 2010 in den USA

unter dem Titel *Split* bei Alfred A. Knopf,

Random House Children's Books/Random House,

Inc., New York.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,

30827 Garbsen.

Aus dem Amerikanischen von Mareike Weber

Umschlagfoto: plainpicture/apply pictures

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung,

Bielefeld

MI · Herstellung: AnG

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30785-4

Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de

*Dieses Buch ist meinen Eltern gewidmet,
Pushpa und Pratap S. Avasthi.
Mein ganzes Leben lang haben sie mir Saatgut,
Wasser und Sonnenschein gegeben.
Dann haben sie geduldig gewartet,
was ich wohl pflanzen würde.*

Kapitel 1

Jetzt muss ich anfangen zu lügen.

Während ich durch die Windschutzscheibe auf das Gebäude starre, in dem mein Bruder lebt, versuche ich mir eine passende Lüge zurechtzulegen, aber mir fällt einfach nichts ein. »Ich war gerade in der Gegend?« Ja klar. Es sind neunzehn Stunden von Chicago nach Albuquerque. Wenn man die Nacht durchfährt. Wenn man nur für ein paar Dosen Mountain Dew und eine Tüte Kentucky Fried Chicken »extra knusprig« anhält. Der KFC in Oklahoma macht übrigens viel zu früh dicht.

Vielleicht sollte ich es mit »Ich wollte mir nur etwas Zucker leihen« versuchen. Lächerlich. Wie wäre es mit: »Ich mache eine Tour auf der Suche nach dem perfekten Burrito.« Wenn Christian in den letzten fünf Jahren nicht blind geworden ist, wird hier keine Lüge ziehen. Meine aufgeplatzte Lippe sagt alles. Ich fahre mit der Zunge über den Spalt und sauge Blut.

Mein Gesicht wird die halbe Geschichte erzählen. Was die andere Hälfte betrifft, werde ich meinen Mund halten und durch Weglassen lügen. Eines Tages werde ich alles zugeben und dann kann er mich einer Lobotomie unterziehen oder was auch immer er für nötig hält. Aber jetzt, in diesem Moment, soll Christian nur an die Tür gehen, sie noch ein Stück weiter öffnen und mich reinlassen.

Als ich die Autotür aufmache, lässt mich ein lautes »Dingding, Ding-ding« zusammenschrecken. Ich mustere das Arma-

turenbrett und suche nach einer Erklärung. Ach so, die Scheinwerfer. Ich bin es nicht gewohnt, im Dunkeln zu fahren. Mein Führerschein ist erst ein paar Monate alt, aber nachdem ich es trotz angepisster Fahrer in Missouri, übermüdeten Oklahomaner, Stinkefinger-wedelnder Texaner und planloser Neu-Mexikaner bis hierher geschafft habe, hab ich zumindest einen beachtlichen Tachostand vorzuweisen.

Der Hauseingang liegt im Schein einer grellen Außenbeleuchtung. Der Flur drinnen ist beengt und die ehemals weißen Wände sind rußbefleckt. Ich gehe die Liste der Namen neben den Klingelknöpfen durch.

Da ist kein Witherspoon. Unser Nachname fehlt.

Ich krümme einen Finger, fahre mit dem Knöchel über die Klingelschilder, stoppe bei jedem Namen, um ganz sicherzugehen. GONZALES, mit blauem Kuli gekritzelt, MARSHALL in schwarzem Edding, NGU in geschwungener roter Tinte und ein Name, der mich an ein jugendfreies Schimpfwort erinnert: »S(*%?.«

Ich zerre meine Fototasche von der Schulter, gehe in die Hocke und stelle die Tasche auf den Boden. Der Reißverschluss ratscht auf, ich packe meinen Fotoapparat und das Blitzgerät aus und suche nach dem Briefumschlag, den meine Mom mir vor meiner Abfahrt in die Hand gedrückt hat. Ich überprüfe die Adresse. Ich bin richtig, aber jetzt fällt mir zum ersten Mal auf, dass der Brief vor einem Monat abgestempelt wurde.

Ich habe den Geschmack von Kupfer im Mund. Wenn Christian umgezogen ist, wie soll ich ihn dann finden? Der Briefumschlag sagt 4B. Auch wenn bei 4B MARSHALL dransteht, drücke ich den Knopf und das Geräusch des Summers hallt durch den winzigen Hausflur. *Geh ran. Bitte sei zu Hause und geh ran.*

Draußen fährt ein FedEx-Lieferwagen vorbei. Der Motor

heult auf, schweigt, heult wieder auf. Der weiße Wagen verschwindet um die Ecke und lässt nur eine graue Abgaswolke zurück. Ein buckeliger Mann öffnet mühsam die Tür und hält sie seiner buckeligen Frau auf. Noch bevor sie über die Schwelle treten, sehen sie mich und bleiben stehen.

Ich sehe wirklich ziemlich abschreckend aus. Die aufgeplatzte Lippe ist nicht die einzige Landschaftsgestaltung, die mein Vater vorgenommen hat. Ein violetter Berg wächst auf meinem Kinn und ein roter Canyon durchfurcht meine Stirn.

Sie starren mich an und ich sauge an meiner Lippe, damit man den Riss nicht so sieht.

In diesem Moment kommt eine verzerrte Stimme aus dem Lautsprecher: »Wer ist da?«

Kann ich dieses Gespräch wirklich durch eine Türsprechanlage führen? *Kennst du mich noch? Den Bruder, den du zurückgelassen hast? Tja, ich hab dich eingeholt.* Selbst in meiner Fantasie breche ich hier ab. Den Rest blende ich aus.

»Ähm«, sage ich, »der FedEx-Kurier.«

Das Ehepaar erwacht aus seiner Erstarrung. Der Mann packt seine Frau am Ellenbogen, zerrt sie nach draußen, zieht die Tür ins Schloss und hilft ihr davonzuhumpeln. Was für ein großartiger Start in Albuquerque: Kaum angekommen und schon versetze ich die Einheimischen in Angst und Schrecken.

Der Türöffner summt. Ich drehe den Knauf, drücke die Tür auf und steige die Treppen hoch. Im zweiten Stock muss ich stehen bleiben. Der rote Flauschteppich hat seit den Siebzigern Gerüche aufgesogen – daran muss man sich erst mal gewöhnen. Ich halte mir die Nase zu, als wollte ich tauchen, und atme durch den Mund. Noch schlimmer. Jetzt kann ich den Mief aus Hasch und Katzenpisse auch noch *schmecken*. Das heißt, ich hoffe, dass es Katzenpisse ist. Ich schließe den Mund und

wünschte, ich müsste nicht atmen, während ich in den vierten Stock hochhaste, immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

Goldenes Türschild auf dunkelbraunem Holz. Ich presse meine Handfläche dagegen, als könnte ich mit der Tür Freundschaft schließen, sie auf meine Seite bringen. Ich klopfe und warte. Ich weiß, manche Leute erstarren wie ein Hase im Licht eines Autoscheinwerfers, wenn sie Panik bekommen. Ihre Lungen sind wie zugeschnürt, ihre Muskeln verkrampfen sich, sogar ihre Gedanken kommen zum Stillstand. Aber ich – ich hab den Fuß auf dem Gas und die Straßenkarte flattert aus dem Fenster. Meine Fantasie beschwört eine Szene nach der anderen herauf:

Er wird die Tür aufreißen und mich drücken, bis ich keine Luft mehr bekomme. Auf einem Banketttisch wird ein Festmahl von Pizza auf mich warten: vier Pizzen, alle mit Ananas und Peperoni. (Okay, hier spielt vielleicht mit rein, dass ich seit zehn Stunden nichts gegessen habe.) Er wird einen Arm um meine Schulter legen und sagen: »Ich hab dich nie ganz aus den Augen gelassen, selbst von hier aus.«

Oder vielleicht wird mir ein süßlicher Grasgeruch entgegenkommen und seine Haare werden wild zu Berge stehen und er wird mir die \$ 3.84 abluchsen, die ich noch übrig habe.

Oder vielleicht wird er mich gar nicht erkennen.

Die Tür geht auf und ein Schwall von Ingwer und Knoblauch überlagert den Hasch-Piss-Geruch. Mein Magen macht einen Satz, als wollte er allein zur Tür reinspringen.

Eine asiatische Frau, vielleicht Ende zwanzig, steht in der Tür. Ihr Haar ist hochgesteckt und sie trägt ein kurzes schwarzes Kleid. Ihre Augen wandern an mir rauf und runter und wieder rauf. Sie knallt die Tür zu. *Mist.*

Durch die Wand höre ich eine Stimme näher kommen. Unverkennbar Christians Tenor. Mir läuft ein Schauer über den Rücken.

»Was ist denn los, Mirriam?«

»Der Typ ist nicht von FedEx.«

Ich schiebe den Briefumschlag unter der Tür durch.

»Oh Gott«, sagt er.

Der Türknauf dreht sich und Mirriam sagt: »Nein, nicht. Mit dem stimmt was nicht.«

Ich schnaube. Sie kennt noch nicht einmal meinen Namen und sie hat mich schon abgestempelt.

»Christian?«, rufe ich durch die Tür. Meine Stimme zittert.

Der Lichtstreifen auf dem Teppich wird zu einem Dreieck, als die Tür sich langsam öffnet.

Mein Bruder. Immer noch größer als ich. Gute zehn Zentimeter. Sein Gesicht ist länger und dünner geworden. Sein sehniger Nacken verrät, dass er noch immer ein begeisterter Läufer ist. Ich frage mich, ob er es wohl inzwischen zum Boston-Marathon geschafft hat. Als wenn das jetzt eine Rolle spielte. Er ist erst zweiundzwanzig, aber an seinen Augen zeichnen sich kleine Falten ab. Er trägt einen schwarzen Anzug. Der Knoten seiner Krawatte hängt unterhalb seines Schlüsselbeins und der oberste Hemdknopf ist offen.

Mirriam steht hinter ihm, einen Baseballschläger über der Schulter.

»Jace«, stößt er hervor.

Er mustert mich nicht, starrt mich nicht an, aber er umarmt mich auch nicht. Seine Lippen bewegen sich nach oben, aber ich kann sein Lächeln nicht deuten. Er reckt den Hals und späht um die Tür, als suche er nach Mom.

»Bloß ich«, sage ich.

Er beginnt die Tür zuzumachen, aber dann bleibt sie halb offen stehen, während er ein paar Sachen von den Kleiderhaken und vom Boden zusammensucht. Mirriam steht da immer noch in Batter-Haltung und wartet ab, was für einen Pitch

ich werfen werde. *Mädchen, ich hab gar nicht genug Power, um den Ball über die Home Plate zu jagen.* Als Christian die Tür wieder aufstößt, hat er eine Jacke über dem Arm und an seinen Fingern baumeln ein Paar schwarze High Heels. Er reicht ihr die Schuhe.

»Oh«, sagt sie. »Bin ich ... soll ich ...?« Sie schlüpft mit ihren nylonglänzenden Füßen in ihre Stöckelschuhe.

Er drückt ihr einen Kuss auf die Wange. »Ich versuch, es wiedergutzumachen. Versprochen.«

Seine Stimme ist so leise, so sanft, dass ich meinen Atem anhalten muss, um ihn zu verstehen.

»Ist schon in Ordnung«, sagt sie. »Das hier ist offensichtlich wichtiger.«

»Dringender«, korrigiert er sie.

Autsch.

»Kommst du später noch mal rüber?«, fragt sie.

Er sagt Ja und weicht so lange wie möglich ihrem Blick aus; er hat keine Ahnung, was er ihr erzählen wird.

Sie lächelt und stellt sich auf die Zehenspitzen, um den Kuss zu erwidern. »So spät, wie du willst. Ich bin noch auf.« Sie taxiert mich noch einmal mit ihrem Blick. »Wenn du dir ganz sicher bist.«

Er nickt, aber er stellt uns nicht vor. Sie macht einen großen Bogen um mich, geht den Korridor hinunter und verschwindet in Nummer 4C.

Christian fährt mit den Armen in seine Jacke. Draußen ist es kälter geworden und meine Jacke ist in Chicago. Ich starre Christian so lange an, bis er mir einen Anorak holt. Als ich mit den Armen hineinschlüpfe, gucken meine Hände nicht einmal heraus.

»Wenn du noch da bist, besorgen wir dir morgen eine eigene Jacke.« Er greift in seine Tasche und fischt seinen Schlüssel-

bund heraus. »Stehst du immer noch auf Frühstück am Abend? Wollen wir Pancakes essen gehen?«

Ich sage Ja. Er will mich etwas fragen, bewegt den Mund wie ein stummer Fisch, aber er bringt kein Wort heraus. Als wir auf dem unteren Treppenabsatz ankommen, dreht er sich um und sieht mich an. Ich warte darauf, dass er mich mit Fragen bombardiert, aber er sagt noch immer nichts, geht durch den Hausflur und öffnet die Tür.

Als er sich noch einmal umdreht, sagt er: »Kann ich dich was fragen?«

»Klar«, sage ich.

»Hat er sie umgebracht?«

»Noch nicht.«

Kapitel 2

Er stößt die Haustür weit auf, sodass ich hindurchschlüpfen kann. Der Himmel ist gesprenkelt mit Sternen. Ein Windstoß fegt Staub auf meine Jacke.

»Mein Auto ist da drüben«, sagt Christian.

Ich folge ihm zu einem größtenteils roten Pontiac Sunbird. (Die Beifahrertür ist weiß.) Es fehlt eine Radblende und der Rost hat schon die Oberhand gewonnen.

»Wir können auch mit meinem fahren«, sage ich, doch dann erinnere ich mich an das Chaos im Wagen – blutige Taschentücher, zerknautschte Mountain-Dew-Dosen, leere Starbucks-Becher. Lauren, meine Freundin (nein, meine Exfreundin), hat sich immer geweigert einzusteigen, bevor ich das Auto entmüllte hatte. Es sei schon schlimm genug, es im Auto tun zu müssen, sagte sie. Bei einer als zweitüriger Golf getarnten Müllhalde war für sie Schluss. Die Erinnerung an Lauren lässt mich zusammenzucken. Was einmal – ich weiß auch nicht, nennen wir es Geborgenheit? Erregung? Liebe? – irgendetwas, alles davon – war, ist zu einer Art Blase in meinem Gehirn angeschwollen, die ich nicht einmal berühren will.

Christian schließt die Tür zu seinem Wagen auf und sagt: »Du siehst aus, als wärst du für heute genug Auto gefahren.«

Ich räume ein paar Zeitungen aus dem Fußraum und werfe sie nach hinten, während ich mich hinsetze. Er macht seine

Tür zu und starrt mich an, kneift die Augen zusammen und neigt den Kopf zur einen und zur anderen Seite.

»Was?« Ist sein Blick scharf genug, um den Dreckskerl zu erkennen, der ich bin?

»Es ist. Ähm. Krass.«

»Was?«

»Die Ähnlichkeit zwischen dir und Dad. Ich wusste ja, dass ihr euch sehr ähnlich seht«, sagt er.

Ich wippe mit dem Fuß und wünschte, er würde das Radio anmachen.

»Könntest du jetzt vielleicht aufhören mich anzustarren?«, sage ich.

»Okay, sorry.«

Er wendet schnell den Blick ab und dreht den Zündschlüssel. Während wir aus der Parklücke fahren, mustere ich mein Spiegelbild im Autofenster und überlege, welche Gesichtszüge ich nicht von meinem Vater habe. Sein blondes Haar, die gerade Nase, die jähzornigen Augen – all das wiederholt sich in meinem Gesicht. Als ich klein war, staunten die Erwachsenen: »Ganz der Vater.« Damals machte mir das nichts aus. Ich freute mich darüber. Was wäre auch meine Alternative gewesen? Eine mausgraue Mutter, die vor ihrem eigenen Schatten Angst hatte.

Vielleicht sollte ich mir die Haare färben. Schwarz wie Christians. Mir grüne Kontaktlinsen einsetzen und wie mein Bruder aussehen. Ich kurbele mein Fenster runter, lösche mein Gesicht aus, und kalte Luft strömt herein. Eine einstöckige Ladenzeile gleitet vorüber. Eine seltsame Tour der Gerüche: BPs stechender Benzingeruch vermischt sich mit McDonalds Pommes und Buttergebäck aus einer Konditorei.

Christian hat den Blick auf die Straße geheftet, guckt mich nicht an, sagt nichts.

»Tja«, sage ich, aber mehr fällt mir auch nicht ein. Fünf

Jahre gilt es zu erklären. Die Worte treiben durch mein Gehirn wie Baumstämme einen Fluss hinunter. »Tut mir leid, dass ich dir nicht vorher Bescheid sagen konnte.«

»Das macht nichts.«

»Wirklich? Du wirkst nicht besonders ... ich meine, ich bin froh, dich zu sehen.«

Er stößt einen Seufzer aus und fährt sich mit der Hand durchs Haar. »Oh, Jace. Es tut mir leid. Ich freu mich auch, dich zu sehen. Ich bin froh, dass du in Ordnung bist. Na ja, halbwegs zumindest. Du weißt schon, was ich meine.«

Ich weiß. Eine Tracht Prügel zu beziehen ist in unserer Familie nichts Außergewöhnliches. Es ist nicht so, dass dadurch die Welt zusammenbricht oder die Zeit stehen bleibt. Am nächsten Tag stehst du auf und gehst zur Schule. Vielleicht strengst du dich etwas mehr an, das Alles-in-Ordnung-wir-sind-die-perfekte-Familie-Image aufrechtzuerhalten, aber im Großen und Ganzen lebst du einfach weiter dein Leben.

Er sagt: »Ich bin einfach ... ich war überrumpelt, das ist alles.«

Wenn er so nach vorne starrt und nicht fragt, nicht nachhakt, kann ich nicht reden. Ich weiß nicht einmal, ob er möchte, dass ich damit anfangen. Wie oft hat er wirklich an mich gedacht, seit er eines Nachts verschwunden ist, aus der Schule, aus dem Haus? Er hinterließ einen Zettel im Briefkasten, eine Botschaft an unseren Dad in seiner akkuraten Handschrift: *Wenn du versuchst, mich zu finden, zeige ich dich an.*

Ich überlege, was ich sagen könnte. Über die Jahre habe ich Frage um Frage gesammelt, aber jetzt kann ich sie nirgends finden. Wir sind ohnehin noch nicht bereit für sie, also nehme ich erst mal die einfachen.

»Mirriam ist also deine Freundin?«, frage ich. »Wie lang seid ihr denn schon zusammen?«

»Ein Jahr.« Er zieht seinen Krawattenknoten noch ein Stück weiter nach unten und streift sich den Schlips über den Kopf.
»Auf den Tag genau.«

»Oh.« Jetzt fällt mir wieder Mirriams kurzes schwarzes Kleid ein, das über dem Knie endete. »Dann habt ihr gerade gefeiert.«

»Das ist kein Problem.«

»Wird sie nicht stinksauer sein?«

Er zuckt mit den Achseln und wirft einen Blick in den Rückspiegel – diese Bewegung: Achselzucken, abschweifender Blick –, jetzt kommt eine Lüge. »Sie wird das schon verstehen.«

»Du gehst also seit einem Jahr mit dem Mädchen von nebenan?«, sage ich. Mirriam hat sich nicht gerade beliebt gemacht bei mir. Vielleicht war es der Baseballschläger.

Er lacht und erzählt mir, dass er vor einem Monat neben sie gezogen ist. Ich erinnere mich an den Briefumschlag, den meine Mutter mir gegeben hat, während sie den Brief herauszog und an ihre Brust drückte. Jetzt weiß ich, warum sie die Adresse noch einmal überprüft hat.

Christian redet weiter. »Wir haben überlegt zusammenzuziehen, aber ... ich hatte das Gefühl ... ich dachte, auf diese Weise hätten wir beide unseren eigenen Bereich und könnten uns trotzdem viel sehen.«

»Dann wohnst du allein?«, frage ich.

Als er noch einmal nickt, frage ich ihn, warum auf seinem Klingelschild »Marshall« steht.

»Das ist, ähm, das ist jetzt mein Nachname. Den hab ich während meiner College-Zeit geändert.«

Er grinst für eine halbe Sekunde und da begreife ich die Ironie. Mein Vater ist ein Richter, und das an sich ist schon die reinste Ironie. Sein Idol ist John Marshall Harlan, der berühmte Verfassungsrichter am Warren Court – gerahmtes Porträt im

Arbeitszimmer, ein Bücherbord voller Biografien – das ganze Programm. Beim Abendessen hat er uns manchmal Harlans bahnbrechende Urteile vorgelesen, während wir abwogen, ob es sich lohnte, zuzuhören und auf den Schokoladenkuchen zu warten.

»Echt witzig«, sage ich.

Er runzelt die Stirn.

»Ich meine, die Sache mit dem Namen. Erinnerst du dich noch an die –«

»Zeigt Mom dir meine Briefe?«

»Ja.« Ich lüge, weil ich einen Teil von ihm haben will.

Meine Mom hat Briefe bekommen, Mirriam hatte zwölf lange Monate und ich – zwanzig Minuten.

»Wirklich?« Seine Stimme verändert sich, klingt auf einmal unnahbar.

Jetzt hab ich's vermasselt.

»Ach, du meinst die eigentlichen Briefe? Nein, sie hat mir nur den Umschlag gegeben.«

Er schweigt. Ich schaue nach vorn durch die Windschutzscheibe.

»Mir hast du nie geschrieben, oder?«, sage ich.

»Ich wusste nicht, was ich schreiben sollte. Du warst doch erst elf.«

»Logisch«, sage ich, als wenn das eine Erklärung wäre. Wenn mich nicht alles täuscht, können die meisten Elfjährigen lesen. Und neigen dazu, älter zu werden.

Er wollte überhaupt nichts von mir wissen, hat nie nach mir gegoogelt oder an meinem Geburtstag eine Kerze für mich angezündet. Ich starre aus dem Fenster und zähle die Autos, die uns entgegenkommen.

All meine blockierten Worte lösen sich in Luft auf.

Das Restaurant ist in knalligem »Merkst du nicht, wie hungrig du bist?«-Rot eingerichtet. Irgendwo hat irgendjemand mal eine Studie durchgeführt und herausgefunden, dass Rot hungrig macht, und plötzlich findet man kein Restaurant mehr ohne rote Wände oder Sitzecken oder Stühle oder, in den wirklich billigen Lokalen, alles zusammen. Als wenn ich noch etwas bräuchte, um meinen Magen zu stimulieren. Das Restaurant ist leer, abgesehen von einer Frau an einem Vierertisch, die die Eiswürfel in ihrem Wasserglas untersucht.

Ich nehme meine Gabel und klappere mit ihr auf dem Tisch herum. An der Wand entdecke ich eine Uhr mit rotem Neonrand. Ich beobachte, wie der Sekundenzeiger weiterwandert. In einer halben Stunde haben wir kein einziges bedeutendes Wort miteinander gewechselt. Ich habe erfahren, dass er Medizin studiert, weshalb er zu verrückten Zeiten arbeitet und Patienten behandelt (»Als Student?«, habe ich gefragt. »Ja, so läuft das hier«, hat er gesagt), und dass er zum Medizinstudium nach Albuquerque gekommen ist, weil das Klinikum an der University of New Mexico so gut ist. Aber das war's auch schon.

Wir haben mehr mit der Kellnerin geredet als miteinander – wir haben unsere Bestellungen aufgegeben und Christian hat nach einem Beutel Eiswürfel für mein Gesicht gefragt. Die Kellnerin, die so um die fünfzig zu sein scheint, lässt den Eisbeutel auf den Tisch fallen und knallt den heißen Kakao vor mich hin. Als er überschwappt, nimmt Christian seine Serviette, um den Tisch abzuwischen. Dann fängt er an, kleine Fetzen von der Serviette abzurupfen, die er anschließend zwischen Daumen und Zeigefinger zu Kügelchen formt, wie Reiskörner aus Papier. Ratsch, roll. Ratsch, roll. Ich nehme den Beutel, höre die Eiswürfel klackern und presse ihn gegen meine Wange. Ich übe leichten Druck aus und beginne, mein Gesicht zu vereisen.

»Jace«, sagt er endlich. »Es tut mir leid, dass ich weggegangen bin und dich nicht mitnehmen konnte.«

Er malträtiert weiter seine Serviette.

Ich räuspere mich. »Wo bist du eigentlich hingegangen?«

»Erinnerst du dich an Paul Costacos?«

Er war Christians bester Freund in der Highschool und wusste alles über Tiere. Er hatte ein Aquarium voller Einsiedlerkrebse, deren Gehäuse wie die Helme der National Football League angemalt waren. Mir gefiel der Stern der Dallas Cowboys immer am besten.

»Ich war bei ihm zu Hause und fing an Blut zu husten. Seine Eltern haben mich ins Krankenhaus gebracht, die Polizei abgewimmelt und mir nie irgendwelche Fragen gestellt. Wahrscheinlich habe ich ihnen deshalb alles erzählt.«

Ach so ist das. Er denkt also, er *sollte* mich nicht fragen, warum ich hier bin.

Ratsch, roll. Allmählich tut mir diese Serviette leid. Als er sieht, dass ich sie anstarre, hört er auf und redet mit fester Stimme weiter. Ohne Gefühle, die die Fakten verschleiern, aber auch nicht, als wäre das Ganze jemand anderem passiert. Er ist der Herr seiner Geschichte; ich kann meine noch nicht einmal in Worte fassen. Ich beuge mich vor, um ihn besser zu verstehen, als er weitererzählt.

»In den folgenden Wochen planten wir, wie ich verschwinden würde. Ich hab bei Pauls Bruder im Hyde-Park-Bezirk gewohnt. Pauls Mutter arbeitete in der Verwaltung der Laboratory School an der Uni. Sie hat mir geholfen, dorthin zu wechseln, um mein letztes Schuljahr zu absolvieren. Seine Eltern haben sogar einen Kredit für mich aufgenommen, damit ich die Gebühren zahlen konnte. Sie haben einen Job für mich gefunden, Tische abräumen in einem Restaurant in Greektown. Ich hab alles gespart, um ein Flugticket nach

New York kaufen und dort mein Unistipendium einlösen zu können.«

Damit hat er alles und doch nichts erklärt.

»Wenn du das alles planen konntest«, sage ich, »warum konntest du dann nicht eine Möglichkeit finden, vorbeizukommen und mir davon zu erzählen?«

»Er hatte dich noch nie geschlagen. Ich dachte, du würdest klarkommen.«

Seine Serviette ist jetzt vollkommen zerfetzt und er greift nach meiner. Ich drücke das Eis fester an mein Gesicht, bis es so richtig wehtut.

Die Kellnerin bringt das Essen. Ich schnappe mir den Ahornsirup, weiche alles ein und mache mich dann über die Pfannkuchen her. Ich hasse den faden Geschmack dieser Pfannkuchen, aber ich esse weiter, zu hungrig, um wählerisch zu sein. Ich rede nicht. Ich esse nur und denke.

Unsere Familie war in zwei Lager unterteilt: Christian und Mom, ich und Dad. Deshalb hat Christian auch nicht gedacht, dass Dad sich an mir vergreifen würde. Ich hab nie so viel abbekommen wie Christian, vielleicht weil ich Dads Liebling war. Christian musste in die Notaufnahme, wegen gebrochenen Fingern – einer nach dem anderen – (eine Kneipenschlägerei war die Ausrede, auch wenn er gerade mal sechzehn war), wiederholtem Erbrechen nach einer Gehirnerschütterung (Ausrede: Er ist die Treppe runtergefallen); und einmal musste er sogar ein Hauttransplantat bekommen, nachdem Dad seinen Arm auf eine Herdplatte gehalten hatte (an die Ausrede dafür kann ich mich nicht mehr erinnern).

Drei Pfannkuchen und ein großes Stück Kassler später hört mein Magen endlich auf mich zu nerven. Das Blut weicht aus meinen Beinen und Armen und strömt in meinen Bauch. Ich

komme schwer hoch, stütze meine Hände in das wabbelige Vinylpolster, um mich aus der Sitzecke zu hieven.

Auf dem Rückweg beginnen die Reklametafeln zu verschwimmen. Ich mache die Augen zu, lausche dem Brummen des Motors und Christians gleichmäßigem Atem. Ich schlafe schon fast, als wir vor seinem Haus halten, und auch als ich höre, dass Christian aussteigt, bleibe ich sitzen und sage mir, dass ich in einer Minute aufstehen werde. Er muss mich auffordern aus dem Auto zu steigen. Als wir vor der schmucklosen Wohnungstür stehen, bin ich immer noch nicht sicher, auf welcher Seite der Tür er mich haben will.

»Ich darf also hierbleiben?«, frage ich.

»Willst du das?«

Ich nicke.

»Klar, ist immerhin billiger als ein Motel«, sagt er und grinst.

Ich bin zu durcheinander, um zu reagieren. Er meint eine Nacht, ich meine für immer. Bevor ich mir überlegen kann, wie ich ihn bitten könnte, mich bei sich wohnen zu lassen, sagt er: »Aber Mirriam weiß nichts von Dad. Könntest du also vielleicht ...«

»Natürlich«, sage ich. »Kein Wort.«

»Du kannst auf der Couch schlafen. Du siehst völlig fertig aus.«

Ich nicke. Ich bin so müde, dass es sich anfühlt, als wäre mein Kopf losgelöst von meinem Körper und würde irgendwo darüberschweben, wie ein Luftballon.

Er guckt zu ihrer Tür. »Wir reden morgen, okay?«

»Klar, okay«, sage ich.

Er lässt mich in seine Wohnung. Ich trete über die Schwelle, aber er folgt mir nicht. Er starrt auf Mirriams Tür, das Gesicht angespannt.

»Was wirst du ihr erzählen?«, frage ich.

»Ich weiß nicht. Ich schätze, ich fange an mit: »Ich habe einen Bruder.«

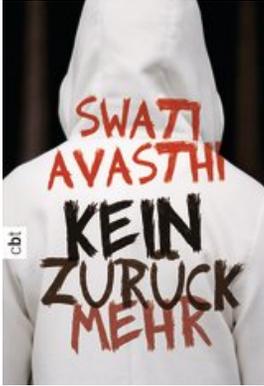
Mein Gesicht fällt in sich zusammen; meine Augenbrauen und meine Mundwinkel rutschen herunter. Sie weiß nicht einmal, dass ich existiere?

Er fährt sich mit der Hand durchs Haar und starrt immer noch auf die Tür. Auch wenn ich Mirriam kaum kenne, weiß ich, eine solche Unterschlagung ist Stoff für Streit und Trennung. Vielleicht verhält er sich deshalb so gar nicht wie der Christian von einst. Früher hat er mich immer in Schutz genommen, hat meine Fehler auf seine Kappe genommen oder so lange mit Dad gestritten, bis der auf Christian losging und nicht auf mich.

»Christian, ich hab wirklich nicht vor, dir alles zu versauen.«

»Ja, ich weiß. Aber wenn Dad ... kommt drauf an, wie weit ... Was *du* vorhast, spielt womöglich gar keine Rolle.«

Er schließt die Tür hinter sich und ich stehe in seiner Wohnung und starre die andere Seite der Tür an. Die richtige Seite. Eigentlich.



Swati Avasthi

Kein Zurück mehr

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30785-4

cbt****

Erscheinungstermin: Mai 2012

Der 16-jährige Jace steht vor der Tür seines großen Bruders Christian, den er seit Jahren nicht gesehen hat, und es bedarf keiner Worte: Die Blutergüsse und Platzwunden in seinem Gesicht sprechen für sich. Wie schon Christian ist Jace vor dem prügelnden Vater geflohen – trotz der jetzt auf sich gestellten Mutter und wegen seiner Freundin, die er in einem unbeherrschten Moment niedergeschlagen hat. Es ist klar, für Jace gibt es kein Zurück mehr, doch wird sein Bruder bereit sein, sich der Problemfamilie, die er vor Jahren hinter sich lassen wollte, erneut zu stellen?